

Brief an eine Mutter

Autor(en): **Caesareon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **4 (1936)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-566871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Durch Licht
zur Freiheit!Durch Kampf
zum Sieg

Schweizerisches

Freundschafts-Banner

Verbandsorgan der „Schweiz. Liga für Menschenrechte“, vormals „S.Fr.-V.“
Korrespondenz-Adresse für Redaktion und Verlag: Postfach 121, Helvetiapost, Zürich 4

Erscheint am 5. und 20. des Monats / Redaktionsschluß je 3 Tage vorher / Postcheck VIII 21.560 / Tel. 39.868
Abonnementspreis (muß vorausbezahlt werden): 1/4 jährl. Fr. 2.60, 1/2 jährl. Fr. 4.80, jährl. Fr. 9.50 inklusive Porto

Ich danke Dir

von M. A. Habicht

Du weißt nicht, was ich Dir gewesen,
Und was mein heißes Herz Dir gab —
Du müßtest meine Bücher lesen
Und knien an meiner Wünsche Grab.

Die welken Blätter sind vermodert
Im Schnee der Laubenkolonie —
In mir die alte Flamme lodert;
Ich barg sie Dir, Du sahst sie nie!
Mein Sehnen hast Du nie verstanden.
Ich danke Dir; ich bin Dir fremd.
Ich geh' von Dir zu fremden Landen
Am Pilgerstab, im Büberhemd

Es braucht zu vollem, reifen Wirken
Gefährtin oder Freund der Held
Ich schreite zwischen schwanken Birken
Durch Wildnis in verschneite Welt.
Dort unter kahlen Pappelbäumen,
Die fahler Großstadtstaub entstellt,
Dort will ich heimlich Dich erträumen,
Mein Sonnengott, mein Geistesheld!

Brief an eine Mutter

von Caesareon

Meine teure Mutter!

Es sind seltsame Gefühle, mit denen ich Deine Briefe öffne und lese, und es sind noch seltsamere, mit denen ich die meinen an Dich verschleibe und absende. Ich lese neben jedem Deiner Worte eine Frage, eine große, flehende Frage, die Du an mich richtest. Und wenn ich bei Dir bin oben in Deinen Bergen, in Deinem fernen, waldumrauschten Heime, dann sind es Deine Blicke, die mich fragen, immer fragen mit derselben Liebe und demselben Ernste: „Ist das denn alles, wirklich alles, was Du mir zu sagen hast, nichts mehr?“ Und ach, mein Schweigen, Mutter, sagt Dir mehr. Es sagt Dir, daß etwas zwischen uns liegt, etwas Geheimnisvolles, wohl etwas Großes; und Du wagst es nicht, zu hart daran zu rühren.

Du fühlst Dich ganz als Mutter und mich siehst Du als Kleines noch, das Du tragen und hüten möchtest. Mein Herz, meinst Du, müßte für Dich sein wie ein Glas von klarem Kristall, darinnen Dein Mutterauge alles sich regen und bewegen sieht, all die Hoffnungen und alle Pläne des Kindes. Statt dessen nun schwebt Dir Tag und Nacht dies undurchsichtige Herz vor.

Du mahnst mich, an meine Zukunft zu denken und Du selbst möchtest sie in die rechten Bahnen lenken. Du bist nun schon mein altes Mütterchen geworden und willst nicht, daß ich meine Wege einsam gehe. Siehst Du, das ist's Mutter, das ist der Inhalt Deiner tausend zarten Fragen: wem werde ich mich zugezellen, wen wird die Zukunft mit mir vereinen, wer wird das sein, wer, wer? Du möchtest die Wahl treffen, mindestens aber möchte Dein treues Mutterherz mir raten. Du quälst Dich ab mit Zukunftsbildern, ängstigst

Dich und bangst, ich könnte falsch wählen, Unwürdiges an meine Seite ziehen. Ach, das Glück des Kindes, teure Mutter, ist Dir alles.

Nicht wahr, so ist's? Diese Frage, diese Sorge ist der Inhalt Deines Lebens geworden?

Auf alle diese Fragen schwieg ich oder gab ich Dir ausweichende Antworten. Manchmal auch, um Dich zu beruhigen, griff ich zu Unwahrheiten, nur weil ich Dich nicht leiden lassen wollte.

So war es, als ich damals lange in D. weilte. Ach, wie klar Du in Deiner Ferne ahntest und fühltest, daß ich namenlos litt, daß irgend ein Wesen mich gefangen hielt, daß all mein Sinnen und Denken nur noch in einem einzigen Punkte sein Ziel fand. Ach, waren das Zeiten, Mutter, Du wußtest nichts und ahntest — bis auf „einen“ Irrtum — doch alles so wahr!

O, Ihr seltsamen Mutterherzen, wie sensibel und zart seid Ihr; es gibt keine Weiten für Euch. Die leisesten Schwingungen des Herzens Eurer Kinder dringen durch alle Fernen zu Euch und klingen widerhallend an Eure bangenden Seelen. Ihr seid wie Wahrsager und Propheten.

Wie ich in grauenvollen, einsamen Stunden schon mit dem Wahnsinn rang und dann wieder draußen in dunkle Fluten starrte, nur einen Schritt vom Tode, ach, alles, alles schienst Du mitzuleben. Damals schriebst Du mir mehr als je. Du schriebst von Deiner Angst; Deinem Herzleiden, Deinen schlaflosen Nächten und batest mich flehend, abzustehen von Unerreichbarem oder Unwürdigem und heimzukehren in Deine stillen Wälder.

Du maltest mir „das Weib“ in allen schrecklichen Farben. Ein Weib mußte es ja sein, was anderes als

ein Weib, da mein Herz so namenlos litt! Und Du schriebst mir von jenen Weibern, die wundervoll und berauschend, von jenen mit den heißen, schwarzen Augen — ach Mutter, Mutter, alles wußtest Du recht, nur in einem einzigen Punkte, da lag der Irrtum.

Hätte ich Dir damals die Wahrheit gesagt, dann wären auf der einen Seite Deine Sorgen vielleicht in ein Nichts zerfallen, aber auf der andern hätte ich Dich vor ein Rätsel, vor etwas Unfaßliches gestellt, und von dem Geheimnisvollen, von dem ich vorher sprach, hätte ich den Schleier ziehen müssen.

Jetzt aber ist es so weit. Ich will nicht länger lügen. Laß mich milde beginnen, meine teure, teure Mutter. Ich wähne bei Dir zu sein oben in den Bergen, in den grünen aufsteigenden Wäldern. Wir sehen hinunter ins Tal. Ja Mutter, Du lebst auf Deiner Höhe so welt-abgeschlossen dahin; ich will Dir von den Tälern erzählen. Dort unten sind noch viele, viele, die mit geheimnisvollen Rätselseeleu leiden und schweigen, so wie ich.

Ich will diesen einen Namen geben, ich will sie die „andern“ nennen. Von den andern bin ich einer. Du fragst: „Wer sind die andern?“ Du fragst: „Wer sind die mit den Rätselseeleu?“ Und mir dünkt, Du siehst mich tiefer und eindringlicher an.

Ja, von den andern bin ich einer, Mutter, von den andern in der Liebe. Verstehe mich! Ich liebe wie Ihr, ich liebe mit grenzenloser Innigkeit, zärtlich, aufopfernd, leidenschaftlich, wild, groß, heilig — wie Ihr, und doch nicht wie Ihr! Wie Ihr und doch ganz anders. Die Reinheit und Kraft der Liebe teile ich mit Euch, und ich liebe die Schönheit, wie Ihr, wie die bessern, wie die besten von Euch, aber — und das ist es Mutter — ich suche den Gegenstand meiner Liebe auf andern, eigenen Pfaden. Dann, wenn ich ihn gefunden habe, bin ich wieder wie Ihr, so glücklich, so selig in allen Wonnen der Liebe.

Immer begreifst Du noch nicht, Mutter? Ratest Du auch nicht? Mir ist, als fühle ich Deine treuen Mutteraugen bekümmert, fragenden Blickes auf mir ruhen. Soll Deine Angst mich schweigen heißen? Nein, Mutter, jetzt nicht mehr! Es wird wie eine Erlösung über mich kommen, wenn Du alles weißt. Ach, ich sehne mich darnach. Nun sollen alle Schleier fallen!

(Schluß folgt!)

Grenzgeschichte

von Willy Wolf

9

Sie gingen langsam weiter. Erst nach einer ganzen Weile nahm Fedor die Hand seines Freundes und hielt sie fest.

„Eigentlich sollten wir uns gar nicht darum quälen, Das kurze Leben ist es doch kaum wert. Aber es ist nun einmal so, daß Menschen von unserer Art von diesen Fragen nicht loskommen, solange man ihre Liebe durch den Schmutz zieht.

Und sie ist so natürlich, so einfach, daß der andern Verachtung fast wie eine Dummheit erscheint. Sieh ein jeder ist doch das Erzeugnis zweier Menschen in einer glücklichen Stunde. Und wie in jedem Werk die beiden Eigenschaften des Schöpfers ruhen, Idee und Kraft, so muß doch in jedem Menschen die Zweieinigkeit seiner Zeugung wohnen, das Erbe von Mann und Weib. Das Erbe des Mannes ist Schaffen und Kampf, das Erbe des Weibes ist Anmut und Liebe. Ihre Auswirkungen sind auch bei allen Menschen erkennbar, das eine oder andere vielleicht stärker betont. Es

strebt nun jede innere Notwendigkeit nach einem äußern Ausgleich. So verlangt der Mann die Anmut des Weibes und das Weib das Kraftvolle des Mannes. Selten ist nun ein Mann — weil eben auch das Erbe der Mutter in ihm liegt — so voll und ganz nur Mann, daß nicht etwas von der Sehnsucht jener Frau noch in ihm wäre, von der Sehnsucht nach dem Kraftvollen. Sie braucht sich ja nicht durch gewisse sexuelle Neigungen zu äußern, sondern durch eine Art der passiven Liebe. Du findest sie ja auch in der allgemeinen Form von Kameradschaft und Freundschaft, in denen sich wohl die ersten Grundzüge zu unserer Veranlagung aufbauen. Je stärker nun das Weib im Manne lebt, — der Mann braucht darum nicht weibisch zu sein — desto aktiver wird die Liebe des Mannes zum Manne. Ein solcher Mensch schafft dann wohl kein neues Leben im Sinne der Staatserhaltung mehr, und das wird ihm zum Fluch. Darum verachtet man uns und unterstützt die Vorurteile gegen unsere Liebe.

Aber sind die Menschen unserer Art darum weniger wertvoll? Nein, denn auch hier hat die Natur vorgesorgt, indem sie solche Menschen durch die in ihnen wirksamen Eigenschaften des Weibes schöpferisch werden läßt. Der Sinn des Weibes für Schönheit und Anmut paart sich hier mit der Kraft des Mannes, zu denken und zu bilden. Darum findest du auch bei vielen Menschen unserer Art die Neigung zu künstlerischer Betätigung. Ihre Schöpfung ist geistiges Leben. Ja, es ist wohl so“, fuhr er nachdenklich fort, „denn alle Kunst ist feminin. Jedes Kunstwerk ist ein Teil der Künstlerseele, ein Teil der in Kraft geformten Schönheit, eines Schöpfung des Weibes im Manne.“

„Aber es sind doch nicht alle Künstler, die von unserer Art sind.“

„Nicht immer schaffende. Auf jeden Fall sind wir — leider — alles Künstler der Maskierung unseres Ich's, aus Angst vor der gedankenlosen Degradierung unserer Menschheitswerte durch die Unvernunft der Gesellschaft. Man sollte unserer Liebe mehr Verständnis entgegenbringen, und die so unnütz vergeudete Kraft des Schauspielers vor den Menschen könnte auf edlerem Wege Werte schaffen.“

„Hast du schon so viel darum gelitten?“ Felix fragte es leise, fast zärtlich.

„Seitdem ich dich habe nicht mehr!“ Dabei lag ein Glanz in Fedors Augen, daß man in einen Sonnentag seiner Seele zu blicken glaubte. Aber dann, er wußte nicht, woher es kam, mußte er plötzlich gegen das dumpfe Gefühl ankämpfen, daß er den Freund bald verlieren könnte. Er bot alle Kraft dagegen auf, wehrte sich mit seinem ganzen Willen und ließ Felix nicht mehr aus den Armen.

Weiter als er wollte, brachte er den Freund heim. Die Grenze mißachtend, schritt er mit ihm der Wache des fremden Landes entgegen. Zum erstenmal saß ihm beim Abschied ein Brennen in der Kehle. Ohne sich umzusehen, ging er zurück, wollte schon wieder die Grenze überschreiten, als fünf Mann vom Boden aufsprangen, ihn umzingelten und festnahmen. Ohne auf die Formel der Festnahme etwas zu erwidern, ging er mit ihnen. Nur einmal blieb er stehen, blickte zurück in das Licht des Hauses, darin er den Freund geborgen glaubte. Ein kurzer Blick, dann stießen sie ihn vorwärts. Ein heulender Sturm hemmte ihren Schritt. Bevor sie die Wache betraten, jagte er wirbelnd die ersten Schneeflocken durch die Luft.

(Fortsetzung folgt!)

Artkollegen! Abonniert das „Freundschafts-Banner“!